

gewinnt man allmählich den Eindruck, dass bestimmte Zitate vor allem aus dem Tagebuch, aber auch aus Gleichnissen und der Kurzprosa so sehr zum Allgemeinut der Deutungsbemühungen geworden sind, dass man vor lauter windenden Zaunpfählen nicht mehr die Sätze Kafkas selbst zu sehen vermag. Die Kafka-Forschung möge uns zukünftig nicht nur mit ungewöhnlichen Thesen überraschen, sondern auch mit weniger zitierten Textbelegen.

Eine weitere kritische Anmerkung sei hier erlaubt: Das heute weltweit gültige, auch in der nichtliterarischen Welt angekommene Klischee des »Kafkaesken«, mit dem eine von kausallogischen Widersprüchen ausgehende beunruhigende Atmosphäre immer mehr von Menschen bezeichnet wird, die seinen Namensgeber nicht gelesen haben, sollte in der Literaturwissenschaft nur dort angeführt werden, wo es als Phänomen des populären Kafkabildes reflektiert wird, nicht aber, um damit in Texten mit wissenschaftlichem Anspruch literarische Phänomene erklären zu wollen – denn dazu ist es gerade als Klischee ungeeignet.

Es bleiben also viele Fragen, obwohl sie es nicht müssten, dennoch offen. Und so hinterlässt das Buch einen zwiespältigen Eindruck. Einige heute virulente Fragestellungen, die aber meist nicht neu sind, werden vorgebracht, der Leser erhält dabei insgesamt kaum (begrifflich-systematische) Anhaltspunkte. Das Manko vieler Sammelbände, weitgehend unabhängig voneinander entstandene Beiträge unter einen thematischen Hut bringen zu müssen, wird leider nicht einmal durch ein Stichwortverzeichnis ausgebessert, das man bei dem stattlichen Kaufpreis erwarten hätte dürfte.

Eine von Kafkas Werk ausgehende Diskussion des ebenso problematischen wie

im globalen Zeitalter unerhört aktuellen Begriffs »Weltliteratur«, der doch ins Zentrum gestellt wird, fehlt völlig. Weder wird der Leser auf den aktuellen Diskussionsstand dieses schwerwiegenden Begriffs gebracht, noch wird eine gültige Definition oder auch nur ein Hinweis zu seiner Entwicklung seit seinem wichtigsten Förderer Goethe gegeben, ganz zu schweigen von einer Erörterung seiner Rolle und veränderter Implikationen unter den Bedingungen (Chancen oder Risiken?) einer zunehmend globalisierten Welt auch der Forschung und Literatur.

Der Wunsch nach einer systematischeren Arbeit, die Kafkas Aktualität aus seinen Bezügen zur Weltliteratur erklären kann, wird jedenfalls geweckt.

Fischer, Kerstin; Stefanowitsch, Anatol (Hrsg.):

Konstruktionsgrammatik. Von der Anwendung zur Theorie. Tübingen: Stauffenburg, 2006 (Stauffenburg Linguistik 40). – ISBN 3-86057-788-3. 210 Seiten, € 29,80

(*Petra Szatmári, Szombathely / Ungarn*)

Während die Konstruktionsgrammatik, eine »vergleichsweise junge linguistische Theorie oder vielmehr ein Bündel linguistischer Theorien« (1), bereits in Nordamerika ihren Platz gefunden zu haben scheint, findet sich ihr Gedankengut gegenwärtig lediglich in wenigen deutschsprachigen Einzelveröffentlichungen, so auch in der ungarischen Germanistik (u. a. Cziczka 2007). Diese Lücke will das Autorenpaar mit dem vorliegenden Band schließen, wobei über das Aufzeigen von Anwendungsgebieten auch eine weitere Fundierung der theoretischen Positionen erfolgen soll.

In ihrem profunden einführenden Beitrag greifen Kerstin Fischer und Anatol Stefanowitsch Wesentliches der Theoriediskussion in der Konstruktionsgrammatik heraus.

Mit dem Begriff *Konstruktion* werden »alle konventionalisierten linguistischen Ausdrücke« erfasst, die folgenden Bedingungen genügen: »(i) ihre Form ist direkt mit einer bestimmten Bedeutung oder Funktion gepaart, (ii) ihre Form lässt sich nicht (bzw. nicht völlig) aus anderen Formen der Sprache ableiten, und (iii) ihre Semantik ist nicht (bzw. nicht völlig) kompositionell« (6), d. h. Konstruktionen werden als monostratal, nicht-derivational und nicht-modular angesehen. Vor diesem Hintergrund werden drei Hauptströmungen herausgearbeitet, denen außerdem gemeinsam ist, dass sie Konstruktionen als strukturiertes Inventar betrachten, in dem sie über systematische Generalisierungen, Vererbungsbeziehungen und Kategorisierungslinks verknüpft sind. Ferner besteht eine weitere wichtige Arbeitshypothese darin, dass von der Nicht-Angeborenheit der Sprache ausgegangen wird. Die verschiedenen Strömungen unterscheiden sich hinsichtlich (a) der Charakterisierung des Konstruktionsbegriffs (bezüglich der Kompositionalität, der Polysemie, des Grades der Abstraktheit von Konstruktionen bzw. der Reichweite der Konstruktionssemantik), (b) der Prinzipien, die das Inventar der Konstruktionen strukturieren (z. B. besteht keine Übereinstimmung darin, was die Vererbungsbeziehungen bzw. die Trennung zwischen Kerngrammatik und Peripherie anbelangt), und (c) verschiedener allgemeiner theoretischer Grundannahmen (unterschiedliche Auffassung über die Beziehung zur generativen Grammatik, verschiedenartige Gewichtung des Interesses an psycholinguistischer Realität, abweichende Auffassun-

gen über Universalität und Formalisierung von Konstruktionen).

Den Hauptteil des Bandes machen acht Aufsätze von renommierten Forscherinnen und Forschern aus, in denen das Anwendungspotenzial der Konstruktionsgrammatik ausgelotet werden soll. Wie bereits erwähnt, geht die Konstruktionsgrammatik davon aus, dass Sprache nicht angeboren ist, was sicher im Weiteren zu verstärkten Forschungsaktivitäten im Bereich des Spracherwerbs führen wird, zumal die in den Band aufgenommenen drei Aufsätze zum Spracherwerb vielversprechende Ergebnisse präsentieren. Michael Tomasello (»Konstruktionsgrammatik und früher Erstspracherwerb«), Holger Diessel (»Komplexe Konstruktionen im Erstspracherwerb«) und Stefanie Habertzettl (»Konstruktionen im Zweitspracherwerb«) prüfen eigentlich in einander ergänzender Weise, wie sich das Grammatikmodell bei der Beschreibung und Erklärung von Erscheinungen aus dem Spracherwerb bewährt. Tomasello, der die Hypothese einer Universalgrammatik strikt verwirft, nimmt als grundlegende Einheiten des Sprachlernens »memorierte Instanzen von Äußerungen« (27) an, die die Kinder an die aktuelle Situation angepasst verwenden. Schrittweise leiten sie aus konkreten Dingen abstrakte Kategorien ab. Ähnlich verläuft nach Diessel der Erwerb komplexer Sätze. Seine Darstellung der Entwicklung von Komplement-, Relativ- und Adverbialsätzen belegt eindeutig deren Ausgangspunkt in einfachen Konstruktionen. Überzeugend plädiert er dafür, zwei Entwicklungsverläufe beim Erwerb zu unterscheiden: den Prozess der Satzexpansion bei Komplement- und Relativsätzen und den Prozess der Satzintegration bei Konjunktionalsätzen.

Während beide Beiträge mit Beispielen aus dem Englischen argumentieren, zieht Stefanie Habertzettl für den Zweitspra-

chenerwerb auch Erhebungen mit Zweitsprache Deutsch heran. In ihrer Erhebung zeigt sich ebenfalls, dass die L2-Lerner feste Formeln extensiv nutzen und daraus eigene Formulierungsroutinen kreieren. Auch die Untersuchung von Verb-Argument-Strukturen im L2-Erwerb bestätigt das Speichern und Reproduzieren kompletter Konstruktionen durch die Versuchsperson.

In ihrem Beitrag »Konstruktionen in der diachronen Sprachwissenschaft« geht Gabriele Diewald der Frage nach, wie sich konstruktionsgrammatische Konzepte für ein Modell der Stadien von Grammatikalisierungsprozessen nutzen lassen. Grundlage für ihre Untersuchung bildet das Kontextmodell, das drei sukzessive Phasen der Grammatikalisierung markiert. Dabei werden der kritische Kontext (spezifische sprachliche Konstruktion mit mehreren Lesarten, die den Grammatikalisierungsvorgang auslöst) und der isolierende Kontext (komplementäre oder in Opposition stehende Strukturen mit nur einer Lesart) als Konstruktionen betrachtet. Anhand der Grammatikalisierungsprozesse bei Modalverben demonstriert Diewald vielfältige Möglichkeiten, die sich aus einer Verbindung konstruktionsgrammatischer und grammatikalisierungstheoretischer Konzepte ergeben können.

Die radikalkonstruktionsgrammatische Strömung unterzieht Thomas Stolz in seinem Aufsatz »(Wort-)Iteration: (k)eine universelle Konstruktion« einer genaueren Prüfung. Wortiterationen lassen sich als »semantisch kompositionelle Bildungen« (119) auflösen, so dass Stolz dafür plädiert, den Konstruktionsbegriff nicht übergeneralisiert zu verwenden, denn bei dem von ihm untersuchten Phänomen handelt es sich vor allem um einen crosslinguistischen Vergleich der Form.

Die Zuwendung zu authentisch verwendeter Sprache in konstruktionsgrammatischen Konzepten sieht Kerstin Fischer in ihrem Beitrag »Konstruktionsgrammatik und Interaktion« als wichtigen Ansatzpunkt für die Interaktionsforschung an, wobei sie davon ausgeht, dass Grammatik und Interaktion einander bedingen (135). Die Konversationsanalyse stellt z. B. mit dem Konzept der Reformulierung der Konstruktionsgrammatik eine Methode zur Verfügung, mit der Relationen zwischen Konstruktionen aufgedeckt werden können. Zum Ende ihres Beitrags beleuchtet Fischer besonders die Problemfelder, in denen beide Richtungen auseinander gehen.

Anatol Stefanowitsch zeigt in seinem Aufsatz »Konstruktionsgrammatik und Korpuslinguistik«, dass gerade die quantitativen und qualitativen korpuslinguistischen Methoden der von der Konstruktionsgrammatik geforderten detaillierten Charakterisierung grammatischer Konstruktionen gerecht werden. Die Anforderungen an quantitativ-korpuslinguistische Untersuchungen werden an der *haben+zu+Infinitiv*-Konstruktion veranschaulicht. Stefanowitsch weist einleuchtend nach, dass die Korpuslinguistik »eine ideale Grundlage für die Konstruktionsgrammatik« (174) sein kann.

»Resultativkonstruktionen, Partikelverben und syntaktische vs. lexikonbasierte Konstruktionen« sind Gegenstand des Beitrags von Stefan Müller. Nach der Datendiskussion stellt er eine lexikonbasierte Analyse des Verbalkomplexes, der Resultativkonstruktionen und der Partikelverben vor, die im Anschluss mit der phrasalen Analyse verglichen wird. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass der lexikonbasierte Ansatz vorteilhafter ist, weil er mit nur einem zusätzlichen Lexikoneintrag auskommt und auf andere Sprachen übertragbar ist, allerdings sei

sowohl der Konstruktionsgrammatik wie auch der HPSG gemeinsam, dass Form und Inhalt gleichermaßen Berücksichtigung finden.

In einem abschließenden Beitrag fassen die Herausgeber die Untersuchungsergebnisse der einzelnen Beiträge zusammen, um daraus Desiderate für zukünftige Arbeiten abzuleiten.

Das tatsächliche (intergrative) Anwendungspotenzial dieser Theorie wird sich erst dann zeigen, wenn sie sich – wie Fischer und Stefanowitsch festhalten – »auf möglichst viele Phänomene auf verschiedenen sprachlichen Ebenen in möglichst vielen Sprachen« (15) angewendet beweisen kann. Dies bleibt der Theorie zu wünschen, nachdem in einer derart beeindruckenden Art und Weise, wie es in diesem Band geschieht, die Bereicherung zahlreicher linguistischer Bereiche nachgewiesen werden konnte. Konstruktiv setzen sich die Autoren auch mit den Bereichen auseinander, in denen die Theorien divergieren. Nun sind die Forschenden zu weiteren Überlegungen aufgefordert.

Fazit: Ein empfehlenswerter Band, der kritisch die Konstruktionsgrammatik abtastet und dabei zahlreiche linguistische Bereiche aufzeigt, für die die Auseinandersetzung mir ihr bzw. ihre Anwendung fruchtbringend ist. Er wird allen an holistischen Lösungen Interessierten von Nutzen sein.

Literatur

Czicza, Dániel: »Es-constructions. Theoretische Überlegungen zur Beschreibung des es im Rahmen der Construction Grammar.« In: Balaskó, Maria; Szatmári, Petra (Hrsg.): *Sprach- und literaturwissenschaftliche Brückenschläge. Vorträge der 13. Jahrestagung der GESÚS in Szombathely, 12.–14. Mai 2004*. München: Lincom, 2007, 305–318.

Fix, Martin:

Texte schreiben. Schreibprozesse im Deutschunterricht. Paderborn: Schöningh, 2006 (UTB 2809). – ISBN 3-506-75641-9. 284 Seiten, € 16,90

(Manfred Kaluza, Berlin)

Zu den Verwerfungen der bundesrepublikanischen, föderalen Bildungs- und Hochschulpolitik gehört die Schließung der Pädagogischen Hochschulen. Ihre Integration in die Universitäten hat zu einer statusmäßigen Aufwertung und stärkeren Akademisierung der Lehrerbildung geführt, nicht aber zu einer Verbesserung des Schulunterrichts oder der Leistungen der Schüler. Ein Bundesland, der »Pisa-Primus« Baden-Württemberg, ist diesen Weg nicht mitgegangen, und an der Pädagogischen Hochschule in Ludwigsburg ist die vorliegende Arbeit des Schreibdidaktikers Martin Fix entstanden. Obwohl der Kontext (Primar- und Sekundarstufe) ein muttersprachlicher ist und die Adressaten des Buches Lehramtsstudenten des Faches Deutsch sind, hilft die Arbeit in ihrem überlegten Aufbau, der Definition fachspezifischer Begriffe in vorbildlich klarer Diktion, übersichtlichen, gut erläuterten Schaubildern und, ein Charakteristikum der Reihe *StandardWissen Lehramt*, durch konkrete Arbeitsaufträge mit Lösungsvorschlägen auch Deutsch als Fremdbzw. Deutsch als Zweitsprachestudenten und -lehrern weiter.

Fix, selbst ausgewiesener empirisch arbeitender Schreibentwicklungsforscher, kann seine Erkenntnisse über Schreibprozesse und den Aufbau eines Textwissens bei Schülern zur Begründung seiner didaktischen Konzepte und methodischen Vorschläge heranziehen.

In der Einleitung werden Intention (»Der vorliegende Band versucht, das fachdidaktische Grundlagenwissen darzustellen, das für die Arbeit mit Schülern im